

Skizzen aus der Zukunft – Kirche im Jahr 2040 von Steffen Bauer¹

Deutsches Pfarrerinnen- und Pfarrerblatt, Ausgabe 5, 2026, 126. Jahrgang, S. 250-254

In Anknüpfung an die Übersicht über die gegenwärtigen Veränderungsprozesse aus „Landeskirchen unterwegs“ im DtPfrBl 3/2026 entwirft der Autor im Folgenden eine Vision für die Kirche im Jahr 2040.

Die Zukunft ist ungewiss, klar. Völlig im Dunkeln tapen wir aber nicht, wenn wir die Frage stellen, wie sie denn aussehen könnte, die Kirche der Zukunft. Im Folgenden trage ich Skizzen zu Struktur, Kultur und Steuerung zusammen, die für mich diese Zukunft ausmachen sollten. Ich verstehe sie als vorläufige Zielpunkte, mit dem Wissen, dass unterwegs ganz neue Abzweigungen entstehen können. Ich benenne auch Stolpersteine und zeige auf Elefanten, die im Raum stehen, über die aber noch kaum gesprochen wird. An den Anfang stelle ich aber theologische Aussagen und zwei Bilder zu „Gemeinde“ und „Kirche“.

1. Gemeinde – die theologisch not-wendige Vergewisserung

Es hatte seinen guten Grund, warum Karl Barth lieber von „Gemeinde“ als von „Kirche“ geredet hat. Für ihn drückt sich im Wort „Gemeinde“ treffender aus, worum es sich dabei handelt: eine Zusammenkunft, eine konkrete, eine bestimmte Gemeinschaft von Menschen. Er wurde nicht müde, diese Gemeinschaft sofort näher zu präzisieren: „Gemeinde ist die Zusammenkunft derer, die durch den Heiligen Geist mit Jesus Christus zusammengehören“.¹ Sein ganzes Werk lese ich als Ruf zur Sache, zu dieser Sache: Gemeinde ist zuallererst und vor allem die Gemeinschaft, die durch das Wirken der Heiligen Geistkraft auf Jesus Christus bezogen ist.

In der Zukunft

Aus dem Jahr 2040 zurückblickend, wird man sehen können, wie wichtig es war, z.B. das 500-jährige Jubiläum der Confessio Augustana, aber vor allem auch das 100jährige Jubiläum der Barmer Theologischen Erklärung mit ihren sechs Thesen zur theologischen Vergewisserung über Grund und Auftrag der Gemeinde, der Kirche gegenwärtig (!) zu nutzen². Gerade mit solch einer immer wieder neu zu gewinnenden Vergewisserung kann man sich dann ökumenisch und interreligiös ausgerichtet als Teil der Zivilgesellschaft und damit als Teil eines Netzwerkes im Sozialraum vor Ort und in der Region verstehen.

In der Gegenwart

Auch gegenwärtig kann man schon die Erfahrung machen, wie intensiv sich Menschen über das „Why“, das „Wozu“, den Auftrag der Kirche Gedanken machen und wie schnell man dann bei der Heiligen Geistkraft, bei Jesus Christus, in den biblischen Erzählungen anlangt. Aber gegenwärtig kann man in meiner Wahrnehmung viel zu oft erleben, dass es z.B. während einer gesamten Legislaturperiode von sechs Jahren in vielen Kirchenvor-

¹ Dr. Steffen Bauer, Jahrgang 1961, seit September 2024 im Ruhestand, davor Gemeindepfarrer, Dekan in Heidelberg, Studienleiter für Organisationsentwicklung, Leiter der Ehrenamtsakademie der EKHN und nach wie vor beratend unterwegs. (SteffenBauer@gmx.info)

ständen nicht gelingt, sich intensiv über diese grundlegenden Fragen auszutauschen. Und auch in Konventen von Hauptamtlichen erlebe ich, dass viel zu selten „Gemeinde“, „Kirche“, „Glauben“ und „Gott“ abseits der Andacht theologisch-geistlich (!) im Mittelpunkt stehen und munter untereinander Sichtweisen ausgetauscht werden. Die Ahnung aber durchdringt viele: „Man müsste doch viel mehr, es wäre doch wichtig ...“. Eine Kirche der Zukunft wird genau das vor allem tun: Sich ihrer Grundlagen immer neu zu vergewissern, um dann so vielfältig wie möglicherweise noch nie sich als Teil der Welt verstehend an die Arbeit in, für und mit der Welt zu machen. Und möglicherweise, nein, ganz bestimmt wird sie dann, auch darin dem alten Karl Barth folgend, Gott vorfinden inmitten dieser Welt in vielen (kleinen und großen) Lichtern.

1.1 „Kirche mittendrin“

„Kirche mittendrin“ im Dorf, in der Stadt, im Quartier als Teil des Gemeinwesens und des Sozialraums, Gemeinden als und in lebendigen, alten und neuen kirchlichen Orten, als kirchliche Präsenzen, Gemeinschaft im analogen und im digitalen Raum, wenige, aber sehr profilierte Fachstellen und Zentren, die EKD-weit abgestimmt ihre Expertise zur Verfügung stellen – das alles sind wichtige Grundpfeiler für Kirche im Jahr 2040. Sie wird sich nicht von den Menschen entfernt, sich nicht aus der Fläche zurückgezogen haben. Die Bedeutung von Bindungen und der Präsenz im Gemeinwesen vor Ort und im digitalen Raum steht ganz im Gegenteil allen nachdrücklich vor Augen.

Priestertum aller Getauften und Gläubigen

„Kirche mittendrin“ lebt im Jahr 2040 vor allem durch das Priestertum aller Getauften und Gläubigen in einer Haltung der Ermöglichung und wechselseitigen Unterstützung aller Verantwortlichen. Die Lebens-, Glaubens- und Gotteserzählungen, und das Handeln von möglichst vielen Menschen prägen diese „Kirche mittendrin“. Die Anzahl an Hauptamtlichen aller Berufsgruppen hat längst deutlich abgenommen, eine flächendeckende Versorgung durch sie ist wegen des Mangels an Geld und Personal schon lange nicht mehr möglich. Dafür hat die Stärkung von Ehrenamtlichkeit zu einer hohen Selbstwirksamkeit geführt. Es macht vielen Freude, sich „mittendrin“ zu engagieren, dabei zu sein, zu gestalten.

Diese Kirche „mittendrin“ ist in Ansätzen gegenwärtig schon zu sehen und zu erleben. Auf den „Plauderbänken“ nahe bei Friedhöfen oder auf Marktplätzen gewinnt das Hören Gestalt und werden Formen der Seelsorge gelebt, das „Singen unter der Linde“ lädt zur Gemeinschaft ein, mit neuen und alten Segensritualen und Kasualien wird das Leben unter Gottes weiten Horizont gestellt, auch durch Zeichenhandlungen wie der Fußwaschung nicht nur auf der Reeperbahn werden Aussagen des christlichen Verständnisses von Gott und den Menschen mitten hinein in diese Welt getragen. Viele dieser Initiativen sind ansteckend und wachsen. Viele Haupt- und Ehrenamtliche möchten mitmachen.

1.2 Die „Kirche der Menschen“

In solch einer sich theologisch immer neu vergewissernden Gemeinde und Kirche bringen sich viele, sehr viele, wirklich alle, die es wollen, auf ihre Art und Weise mit ihren Lebens- und Glaubens- und Gotteserzählungen an vielen Orten zu völlig unterschiedlichen Zeiten ein. Das macht für mich diese „Kirche der Menschen“ aus. In ihr werden frei nach Eberhard Jüngel „Erfahrungen mit der Erfahrung“ geteilt und in Wort und Tat gelebt und weiter gegeben. Im Jahr 2040 wird die Vielfalt und die Vielfältigkeit von Gemeinde, von Kirche

noch zugenommen haben, weil man als „Kirche mittendrin“ im Hören auf die Menschen im Sozialraum merkt, wie unterschiedlich die Gemeinwesen in unserem Land sind und es je und je andere Bedarfe der Menschen gibt. Unterschiedliche Prägungen der Frömmigkeit, der Tradition, auch der Kultur werden zu unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen der „Kirche der Menschen“ vor Ort und in den Regionen führen, und das ist gut so. Das strahlt aus. Da soll man mitmachen, da darf man gestalten, da wird man als Subjekt mit eben seinen Lebens-, Glaubens- und Gotteserfahrungen ernst genommen. Gerade in so einer „Kirche der Menschen“ ist die fortwährende Diskussion und Vergewisserung über Glaubensinhalte essenziell, denn es geht um die Frage, was die Gemeinde, die Kirche vor Ort als besondere Gemeinschaft in der Gesellschaft mit anderen zusammen entwickeln, gestalten, erzählen, tun kann und will und sich dabei ihrem Auftrag verpflichtet weiß.

2. Eine Transformation ist notwendig

Aus Gründen der Kirchenentwicklung

Wie wollen wir Kirche sein? Diese zentrale Frage jeder Kirchenentwicklung bedeutet für mich, die theologische Vergewisserung immer neu in den Mittelpunkt zu stellen, um dann z.B. als „Kirche mittendrin“ und „Kirche der Menschen“ vor Ort und in der Region analog und digital im Jahr 2040 zu leben. Vor allem solche Einsichten machen aus meiner Sicht eine Transformation und damit eine umfassende Veränderung in Struktur, Kultur und Steuerung auf allen bisherigen Ebenen von Kirche notwendig.

Aus Gründen der Ressourcenverknappung

Verstärkt wird diese Notwendigkeit durch den rasch sich vollziehenden Abbau der vorhandenen Ressourcen. Wer über die Zukunft der Kirche nachdenkt, der darf nicht nur fragen, wie sie aus unserem Glaubensverständnis heraus denn sein soll, sondern der muss auch Antworten auf die Frage haben, wie eine Organisation gut weiterexistieren kann, die allein in den vergangenen drei Jahren fast 10% ihrer Mitglieder verloren hat, insgesamt 1,75 Mio. Menschen. Ich erlebe hierzu oftmals ein Ausweichen vor der Härte dieser Zahlen. In manchen Synoden wird nicht offen über die anstehenden Rahmenbedingungen in einem weiten zeitlichen Horizont geredet. Manche Kirchenleitungen legen dazu noch keine umfassenden Zahlen vor, sondern bestenfalls Bruchstücke. Ich dagegen halte die Zehn-Jahres-Prognose der Landeskirche von Bayern von bis zu 40% Rückgang an Gemeindegliedern, von 40% weniger Kaufkraft, 40% weniger hauptamtliches Personal und einer Größenordnung von 50% an Gebäuden, für die es keine zentralen Baumittel geben kann, für realistisch. Gut, dass sieben weitere Landeskirchen ähnlich weit und umfassend denken, schlecht, dass andere es (noch) nicht tun. Und ich selbst rede hier nun noch von weiteren fünf Jahren bis ins Jahr 2040 hinein. Man muss sich das bitte in aller Schonungslosigkeit klar machen:

Die Evangelische Kirche in Deutschland wird im Jahr 2040 aller Voraussicht nach nur noch 10,5 Mio. Gemeindeglieder haben und damit keine 15% der Gesamtbevölkerung stellen. Die von der „Freiburger Studie“ 2019 prognostizierte Halbierung der Mitgliederzahl wird nicht 2060, sondern 2040 geschehen sein. Unter diesen äußeren Bedingungen ist die bisherige Struktur der Organisation nicht mehr lebensfähig. Alle meine Überlegungen gehen davon aus, dass auch vor diesem Hintergrund ein wirklich radikaler Umbau in Struktur, Kultur und Steuerung vonnöten ist.

Es braucht Skizzen aus der Zukunft!

Mir ist klar: Transformation heißt, mit Unsicherheiten leben zu müssen. Die äußeren Sicherheiten der letzten Jahrzehnte wird es nicht mehr geben. Aber klar ist für mich auch: Wer jetzt nicht wenigstens Skizzen einer möglichen Zukunft von Kirche zur Verfügung stellt und wenn daraufhin nicht mit solchen Skizzen aus der Zukunft angefangen wird, die Gegenwart zu verändern, dann wird es keine Transformation by Design geben, sondern eine Transformation by Disaster. Abwarten, hinauszögern, sich verweigern bedeutet, dass die Verantwortlichen immer weniger proaktiv ins Gestalten kommen können, sondern mehr und mehr nur noch reaktiv sich bemühen können, das Schlimmste zu verhindern. Wie immer die eigenen Bilder zur Kirchenentwicklung und die Antworten auf die Ressourcenverknappung auch aussehen mögen, sie werden sich nur dann annähernd verwirklichen lassen, wenn sie jetzt als Szenarien offen diskutiert, aber dann vor allem verabredet und angegangen werden. Und ja, mit neuen Erkenntnissen ist zu rechnen und neue Weggabelungen werden sich auftun. Aber weiterhin vor allem im Modus des Optimierens zu verbleiben, d.h., die bisherige Struktur, Kultur und Steuerung beizubehalten, solange es irgendwie geht, sorgt dafür, dass im Schiff, das sich Gemeinde nennt, beständig nur Lecks gestopft werden und Reparaturarbeiten sowie Rückbauten an der Takelage stattfinden. Eine Sehnsucht, auf das offene Meer hinauszufahren, vielleicht sogar die Schiffe zu wechseln oder neu zu konstruieren, entsteht so nicht. Deswegen gilt für mich: Die Grundlage für alles Weitere bildet zuerst die theologische Vergewisserung über Gemeinde und Kirche, um daraus unter Einbeziehung der Ressourcenverknappung Mut zu Skizzen über eine Transformation der Kirche in Struktur (Punkt 3), Kultur (Punkt 4) und Steuerung (Punkt 5) zu gewinnen.

3. Die Regionalgemeinde als entscheidende Strukturgröße

- Im Jahr 2040 ist die regio-lokale Kirche – organisiert in Regionalgemeinden – in ganz Deutschland die entscheidende Strukturgröße geworden. Dann wird „vollendet“ sein, was sich schon seit einigen Jahren immer stärker werdend abzeichnet: Die regio-lokale Kirche ist organisational verankert, das Denken aller in Regionen ist eingeübt, Teamarbeit für alle normal. An nicht wenigen Orten wollen Gemeinden sich schon heute zu größeren Verbänden zusammenschließen, an manchen Orten geschieht es durch Rahmengesetze von Landessynoden. Im Jahr 2040 wird es aber diesem Ist-Stand gegenüber zu einer noch viel tiefgreifenderen Neuformation gekommen sein.
- Von diesen Regionalgemeinden gibt es in Deutschland im Jahr 2040 dann etwa 400 mit durchschnittlich 25.000 Gemeindemitgliedern (die Größe wird stark variieren), die, wo möglich, in ihrem Zuschnitt den 400 kreisfreien Städten bzw. Landkreisen in Deutschland entsprechen. Das erleichtert Verhandlungen und Absprachen mit den Kommunen.
- Besonders bedeutsam ist: Die Regionalgemeinden entscheiden in größtmöglicher Unabhängigkeit und Eigenverantwortung über die
 - ⇒ geistliche (und damit auch lutherische, reformierte oder unierte),
 - ⇒ inhaltliche und
 - ⇒ strukturelle Ausrichtung der Kirche vor Ort (in ganz verschiedenen Gemeindeformen und an kirchlichen Orten, auch im digitalen Raum).

- Alle weiteren Organe und Einrichtungen der Kirche unterstützen (!) die Regionalgemeinden mit ihrem Tun.

Keine Landeskirchen und keine Kirchenkreise mehr

- Zur Unterstützung dieser Regionalgemeinden braucht es weder die bisherige Struktur der 20 Landeskirchen noch die Kirchenkreise (= Dekanate, = Kirchenbezirke, = Propsteien). Viele Leitungsgremien auf diesen Ebenen werden überflüssig.
- Für alles, was in den Regionalgemeinden nicht selbst entschieden oder vorgehalten werden kann, braucht es EKD-weit abgestimmte Dienstleistungszentren und abgestimmte Fachzentren für alle Handlungsfelder der Kirche. Ausbildung und Fortbildung finden ebenso im Verbund statt wie die Akademiearbeit.
- Grundlage des Handelns ist eine Kultur der Ermöglichung: „Wir sind da, damit die Regionalgemeinden ihre selbstgewählten Aufgaben gut erfüllen können.“ Das ist die wohl größte Veränderung: weg vom behördlichen Denken hin zur Dienstleistungsmentalität.

Organisation und Leben der Regionalgemeinde

- Genauso versteht die Leitung der Regionalgemeinde sich in dem ihr anvertrauten Raum. Sie ermöglicht vielfältiges Leben in den Dörfern, den Stadtteilen, den Quartieren, analog und digital. Sie unterstützt Gemeinde, Kirche „mittendrin“ als „Kirche der Menschen“.
- Der Regionalgemeinde kommt der Körperschaftsstatus des öffentlichen Rechts zu.
- Sie entscheidet über Anstellungen und sie nimmt die Arbeitgeberinnenfunktion wahr.
- Es werden längst keine neuen Beamtenverhältnisse mehr begründet. Teamarbeit (jetzt endlich) auf Augenhöhe ist eingeübt und normal. Die Leitung im Team wechselt. Aufgabe aller Hauptamtlichen ist mehr denn je die Stärkung des Ehrenamtes geworden.
- In allen Entscheidungsorganen haben Ehrenamtliche eine Zweidrittel-Mehrheit.
- Die Gemeinden, geistlichen Orte und geistlichen Gemeinschaften vor Ort leben als Körperschaften des kirchlichen Rechts oder auch in anderen Rechtsformen vor allem durch selbstwirksame Ehrenamtliche. Ganz im Sinne von Ernst Lange ist die „Kommunikation des Evangeliums“ allen Gemeindemitgliedern aufgetragen, und auch Karl Barth ist endlich gehört worden: „Es gibt in der Kirche grundsätzlich keine Nicht-Theologen“.³
- Ökumenisches und interreligiöses Tun befördern wechselseitig ein vertieftes Verständnis von theologischer Existenz bei allen, die sich als Subjekte als Teil dieser „Kirche der Menschen“ verstehen.
- Diakonisches Handeln ist auch durch die Sozialraumorientierung noch wichtiger geworden und steht mehr denn je an vielen Orten für Kirche.
- Die verfasste Kirche hat gelernt, wie wichtig Freiheitsgrade für die Diakonie sind, um auf dem „Marktplatz“ der Hilfe und Begleitung zum Leben gut bestehen und Zeichen des Evangeliums in die Gesellschaft tatkräftig geben zu können.

Ein kleiner, aber wichtiger „Überbau“

Aus den Regionalgemeinden wird eine EKD-Synode gewählt, die ihrerseits den Rat der EKD wählt. Das Kirchenamt der EKD ist für die Verwaltungsunterstützung und die Bereitstellung der übergreifenden Fachexpertise zuständig. Für die Bundesländer, Berlin und Brüssel gibt es einzelne Beauftragte der EKD, um dort ein gutes Gegenüber zur Politik zu ermöglichen. Aus der gegenwärtigen Dreigliedrigkeit der Kirche als Körperschaften des öffentlichen Rechts (12.000 Kirchengemeinden, hunderte Kirchenkreise/Dekanate und die 20 Landeskirchen) sind nun die 400 Regionalgemeinden und eine völlig neu ausgerichtete EKD mit ihren Dienstleistungszentren und Fachstellen geworden. In den Regionalgemeinden gibt es je nach Entscheidungen in der Region selbst unterschiedliche Ortsgemeinden, lebendige Gemeinschaften, kirchliche Orte ...

4. Die Kultur der Ermöglichung lebt

Wenn ich mir diese Kirche im Jahr 2040 vor Augen stelle, dann wird deutlich, dass sie neben der theologischen Vergewisserung und der radikalen Strukturveränderung auch einer radikalen Kulturveränderung bedarf. Das ist eine enorme Herausforderung. These 4 der Barmer Theologischen Erklärung sagt aus, dass es in der Kirche keine Herrschaft der einen über die anderen geben darf. Das markiert für mich in altertümlicher Sprache die Kultur, die im Jahr 2040, und gerne auch schon vorher, leben wird: Im Wissen um die theologisch-geistliche Besonderheit der Gemeinschaft, der Gemeinde, der „Kirche mittendrin“ als „Kirche der Menschen“ arbeiten alle daraufhin, eben diese zu stärken. Aus meiner Sicht wird dann das behördliche Denken in Genehmigungsvorbehalten, das oftmals ängstliche Beharren auf Aufsichtspflichten, eine sich sogar ausbreitende Verrechtlichung auf allen (!) Ebenen von Kirche abgelöst sein durch eine Kultur der Ermöglichung, des Ausprobierens, des Zulassens. Es wird nicht mehr heißen „Das geht doch nicht“, vielmehr wird gemeinsam nach Wegen gesucht, wie es denn gehen könnte, wie Ideen, Initiativen, Impulse wirklich werden können. Dahinter steht die Einsicht, dass die Verschiedenheit das neue Normal ist und sein darf und unterstützt gehört. In dieser Kultur sind Machtverteilung und Verantwortlichkeiten neu und klar geregelt. Die Regionalgemeinden stehen im Zentrum kirchlichen Handelns. Sie selbst müssen aber vor allem ermöglichen, dass in ihrer Region Leben vor Ort in sehr unterschiedlicher Art und Weise (auch digital) und von dort initiiert, getragen und gestaltet werden kann.

Stellt Euch nicht (mehr) dieser Welt gleich ...

Mir ist bewusst, dass Kirche gegenwärtig noch ganz weit davon entfernt ist. Interessant ist, dass besonders in Zeiten der Verknappung in unserer Kirche die gleichen Mechanismen zu greifen scheinen, wie man sie „draußen“ in der „Welt“ vermutet: In der Kirche herrscht oft ein starkes Denken in „die da oben – wir da unten“ vor. Die Diskussionen um Strukturveränderungen werden vor allem als Besitz- und Machtfragen geführt. Die vermeintlich „Stärkeren“ und „Größeren“ stehen unter dem Verdacht, die vermeintlich „Schwächeren“ und „Kleineren“ schlucken zu wollen. Man befürchtet, „von oben“ bestimmt und „unten“ entmachtet zu werden. Ist uns klar, wie sehr wir uns mit diesen Zuschreibungen, mit diesen Befürchtungen, mit diesen offenbar auch vielfältig realen Erlebnissen einer vermeintlich draußen vorfindlichen (bösen) „Welt“ gleichstellen (in der Organisation, aber in der Realität durchaus ganz anders agieren)? Gerade in der Kultur des Miteinanders müsste doch auch aufleuchten, was wir von Barmen, von unserem Glauben, von unserem Kirchenverständnis her denken. Gerade hier macht sich bemerkbar, dass es

offenbar an gemeinsam verabredeten Zielvorstellungen mangelt, dass Machtverhältnisse und Verantwortlichkeiten oft unklar sind, dass sich hinter „Geschwisterlichkeit“ oft ein Agieren kleiner Zirkel jenseits klarer Strukturen verbirgt, dass sich hier aber womöglich auch ein geistliches Defizit besonders nachdrücklich zeigt. Mein Eindruck ist zudem, dass sich hinter all diesen Verhaltensmustern oft auch Ideen-, Rat- und Hilflosigkeit verbirgt, die aber ihrerseits nicht eingestanden wird. Deswegen: Es braucht ein Hineinwachsen in eine Kultur der Ermöglichung innerhalb von strukturell klar verabredeten Rahmen und Zuständigkeiten, was allerdings ohne eine Transformation auch der Steuerungslogiken nicht funktionieren wird.

5. Die Steuerung neu denken

In vielen gegenwärtigen Veränderungsprozessen bewegen sich im Moment vor allem Kirchengemeinden, Kirchenkreise/Dekanate, kirchliche Einrichtungen und Fachstellen. Überall bilden sich freiwillig oder unfreiwillig größere Einheiten. Zwischen den Landeskirchen aber tut sich – wenig. Hier nehme ich im Moment die größten Abwehrbewegungen gegenüber einer wirklichen Transformation von Kirche wahr, und zwar in Kirchenleitungen, Landeskirchenämtern und Landessynoden. Der Blick richtet sich vor allem auf das eigene „Haus“. Dort will man sich für die Zukunft gut aufstellen. Je länger, desto mehr empfinde ich diese Herangehensweise allerdings als ein reines Optimierungshandeln, das schnell an Grenzen stoßen wird. Und auch aus der Finanznot bald erzwungene „kleinere“ Fusionen zwischen einzelnen Landeskirchen sind bestenfalls als Zwischenschritte zu verstehen. Die Transformation muss weitergehen. Dabei zeichnen sich notwendige Entwicklungen doch schon ab. Die regio-lokale Kirche wird stärker, in den Kirchenkreisen/Dekanaten geschieht viel von dieser „Kirche mittendrin“ und der „Kirche der Menschen“. Erste wichtige Lerneffekte für den weiteren Weg sind kirchenleitend auch schon aufgezeigt.

Die Nordkirche mit neuer Schwerpunktsetzung

Im November 2024 beschloss die Landessynode auf Antrag der Kirchenleitung für die gesamte Nordkirche zunächst Folgendes: „Daher sind Priorisierungen im Sinne einer Gesamtsteuerung notwendig, um zentrale Aufgaben kirchlichen Lebens langfristig zu sichern und weiterzuentwickeln.“⁴ Schon im Februar 2026 bat die Kirchenleitung, diesen Beschluss wieder aufzuheben, mit der Begründung und dem Fazit: „... sind Zweifel an der Realisierbarkeit des Beschlusses entstanden. Ein solcher Prozess wäre mit einem hohen Zeit- und Kostenaufwand verbunden. Die Kirchenkreise der Nordkirche sind bereits intensiv mit vielfältigen Anpassungsprozessen aufgrund rückläufiger Mittel befasst. Ein einheitlicher Priorisierungsbeschluss könnte die bereits laufenden Prozesse der regio-lokalen Kirchenentwicklung in den Kirchenkreisen erheblich beeinträchtigen. Fazit: Die Aufgabe, einen Priorisierungsprozess über alle Ebenen durchzuführen, ist nicht durchführbar.“⁵ Diese Verschiebung von einer zentralen Steuerung hin zu weitgehenden Steuerungsmöglichkeiten vor Ort in der Region ist für mich entscheidend für den weiteren Weg der Veränderung in unserer Kirche.

Wie die Landeskirche in Sachsen denkt

Auch die in Sachsen mit dem Auftrag zur Erstellung eines Berichtes über den zukünftigen Weg der dortigen Landeskirche eingesetzte Arbeitsgruppe aus Synode und Kirchenleitung kam zu einer ähnlichen Einsicht. Gefragt nach der Balance zwischen regionaler und

gesamtkirchlicher Steuerung wurde dort als Aufgabe der Gesamtkirche formuliert: „In Zeiten des Wandels gelte es daher, den Rahmen anzupassen oder, um im Bild vom Bau zu bleiben, das Material mit einem Bausatz zu liefern, der je nach örtlichen Gegebenheiten flexibel errichtet und individuell ausgestaltet werden kann.“⁶

Die wesentliche Steuerung geschieht vor Ort in der Region

Damit die großen Skizzen der Kirche der Zukunft Realität werden können, braucht es weitere Schritte zur Stärkung der regio-lokalen Kirche. Sie muss die Entscheidungskompetenzen und Verantwortlichkeiten über den Einsatz von Geld, Personen und Gebäuden bekommen, vor allem aber die eigene Kirchenentwicklung (Wie wollen wir Kirche bei uns sein?) aktiv angehen. Braunschweig und die Pfalz gehen diesen Weg strukturell schon mit Nachdruck. Kulturell und in der theologischen Schärfung gibt es dort sicher noch ganz viel zu tun. Vor allem auf das Vermitteln zwischen Auftrag der Kirche und dem Zuhören auf die Bedarfe der Menschen wird es ankommen. Ich sehe in der Einrichtung der großen Regionen aber einen wichtigen Baustein dafür, dass sich die Landeskirchen als sehr kostspielige Organisationseinheiten über solch einen Weg nach und nach überflüssig machen. In welcher größeren Formation diese Regionalgemeinden der regio-lokalen Kirche ihren Platz finden werden, ist dann gar nicht entscheidend: Sie ist ja dann weitgehend autonom und selbstwirksam vor Ort, analog und digital, und entscheidet durch die Menschen vor Ort, wie dort Kirchenentwicklung geistig-theologisch und dann auch strukturell aussehen soll. Die Kultur der Ermöglichung in allen Einrichtungen und Organisationsgrößen wird dabei ein wesentliches Kennzeichen auch ihrer neuen Steuerungslogik sein.

Ein weiter Weg

Ja, das alles klingt gewaltig, fast unmöglich. Aber wem, wenn nicht der christlichen Gemeinschaft sollten in solchen Momenten Gaben zuwachsen, die sie selbst für kaum möglich hielt. Die Transformation by Design lohnt sich.

Anmerkungen

¹ Karl Barth, Dogmatik im Grundriß, Zürich 1986, 6. Auflage, Seite 165f.

² Viele interne und externe Beratungsformate können helfen, sich diese theologische Vergewisserung immer neu zu erarbeiten. Ich selbst stelle ein Beispiel auf meiner Homepage vor, siehe hier: <https://www.kirchedermenschen.de/post/landeskirchenunterwegs>.

³ Karl Barth: Offenbarung, Kirche, Theologie, in: ders.: Theologische Fragen und Antworten, Zürich 1986, 2. Auflage, Seite 183.

⁴ https://www.nordkirche.de/fi/leadadmin/user_upload/Synodenportal/Dokumente_2026/Intern_4_Tagung/TOP_6.2_Beschluss_zum_PrioProzess_des_Zukunftsproz.pdf, Seite 1 (zuletzt aufgerufen am 7.4.2026).

⁵ Ebenda, Seite 2.

⁶ <https://kirche-im-wandel.org/wp-content/uploads/2026/02/Abschlussbericht-derArbeitsgruppe-Kirche-im-Wandel-090226.pdf>, Seite 6 (zuletzt aufgerufen am 7.4.2026).